

«Es braucht oft Zeit, bis die Hilfe angenommen wird»

Seit bald drei Jahrzehnten arbeitet die Spitex-Mitarbeiterin Claudia Giuliani im Gesundheitsbereich

Claudia Giuliani ist eine Art Pionierin bei der Spitex: Seit dem Gründungsjahr ist sie mit Leidenschaft mit von der Partie. Die Fachfrau Gesundheit spricht über ihren Werdegang, Veränderungen und Voraussetzungen in der Branche.

MADLAINA NIGGLI

Bereits als junges Mädchen interessierte sich Claudia Giuliani für das Betreuen von Menschen, welche auf Hilfe angewiesen sind. «Mein Beruf sollte eine Kombination aus Betreuung, Pflege und Hauswirtschaft sein», sagt sie. Wie es der Zufall will, machte sie eine Freundin auf die Hauspflegerinnen-Schule in Chur aufmerksam. Claudia Giuliani meldete sich entschlossen an und machte die Ausbildung. 28 Jahre später sagt sie: «Ich bin glücklich, dass ich dazumal diesen Schritt gemacht habe.» So hat alles begonnen.

Berufliche Veränderungen

Nach der dreijährigen Berufsausbildung kehrte Giuliani in ihre Heimat zurück und war ab sofort als alleinige Hauspflegerin im Oberengadin tätig. «In der Anfangszeit war ich die einzige Hauspflegerin beim Hauspflegeverein Oberengadin. Vier Jahre später bekam ich dann Unterstützung», meint sie. Heute unvorstellbar, dazumal normal. «Die Gemeinden verfügen über eine Krankenschwester, welche die medizinische Grundversorgung der Pflegebedürftigen sicherte. Ich verübte neben



Claudia Giuliani arbeitet mit Leidenschaft bei der Spitex. Für sie ist der Kontakt zu älteren und kranken Menschen eine Erfahrung für das Leben.

Foto: Madlaina Niggli

den Pflegeeinsätzen die alltäglichen Hausarbeiten», erklärt sie. Neben Kochen, Putzen und Bügeln gehörte auch die Kinderbetreuung zu ihren Lieblingsaufgaben.

Jahre später dann die Wende: Aus Hauspflegerinnen wurden Fachpersonen für Gesundheit. «Mit der Jahrhundertwende kam auch die Umstellung im Beruf. Die Ausbildung Hauspflegerin gab es in diesem Sinne

nicht mehr. Wir bekamen die Möglichkeit, uns innert sechs Monaten als Fachfrau Gesundheit umzubilden», erklärt Giuliani.

Dies war nicht die einzige Veränderung in ihrem Berufsleben. «Ich war nicht mehr nur Hauspflegerin. Die Pflegeeinsätze nahmen zu und ich konnte immer mehr medizinische Einrichtungen ausführen», sagt sie. Rein Hauswirtschaftliche Tätigkeiten wie

Kochen oder Flecken gehörten je länger je mehr der Vergangenheit an.

«Ab sofort hatte ich mehrere Einsätze am Tag und für jeden nur beschränkt Zeit.» Im Verlaufe der Zeit haben sich die Arbeitsbedingungen verändert. «Durch den technischen Fortschritt wurde vieles professioneller und effizienter. Früher musste ein Bett mit Hilfe von zwei Matratzen oder einem Stück Holz erhöht werden. Heute genügt ein

Knopfdruck», sagt die Spitex-Mitarbeiterin. Weiter wurden aufgrund von Spargründen die von der Krankenkasse anerkannte Einsatzdauer gekürzt. Dies zieht mit sich, dass weniger Zeit für die Pflegebedürftigen zur Verfügung steht. «Ich kenne aber bereits viele Weg-Abkürzungen und nehme somit mit dem Auto einige Minuten für einen kurzen Schwatz raus», verrät Claudia Giuliani lachend.

Aus Leidenschaft bei der Spitex

Was sich aber nicht verändert hat, sind die Voraussetzungen, welche bei Fachpersonen im Bereich Gesundheit vorhanden sein müssen. «Man muss viel Geduld und Verständnis haben. Es braucht oft Zeit, bis die angebotene Hilfe angenommen und akzeptiert wird.»

Weiter muss mit verschiedenen Situationen umgegangen werden können. «Es ist nicht immer leicht, sich emotional unter Kontrolle zu halten. Vor allem bei Aufträgen, bei welchen Kinder oder junge Mütter die Klienten sind.» Insbesondere für die Verarbeitung solcher Fälle ist es wichtig, dass im Team ausgetauscht werden kann.

«Mir persönlich hilft die Natur in Verbindung mit Sport – das ist meine Medizin», so Claudia Giuliani.

Weiter nicht wegdenkbar ist die Leidenschaft. Nach all den Jahren als Betreuerin könne sie sich keinen anderen Beruf vorstellen. «Durch diesen Beruf konnte ich viele schöne sowie traurige Impressionen sammeln. Ich bin dankbar für jede einzelne Erfahrung, die ich durch Klienten, Angehörige, Mitarbeiter wie auch Vorgesetzte erleben konnte.»

Aus dem «Vergehen» wieder das «Werden» schaffen

Segantinis Triptychon als Inspiration für ein Buch über St. Moritz und die Architektur

Der Kuppelsaal des Segantini Museums diente als stimmige Kulisse für die Vernissage des Buchs «St. Moritz. Stadt im Dorf.» Die Diskussion zeigte das Spannungsfeld zwischen Vision und Realität.

RETO STIFEL

Ist St. Moritz hässlich? Diese Frage stand ganz am Schluss der Vernissage zum Buch «St. Moritz. Stadt im Dorf», das am vergangenen Dienstagabend im Segantini Museum präsentiert worden ist (siehe auch Interview in der EP vom 24. Juni). «Wir sind dezidiert der Meinung, dass St. Moritz nicht hässlich ist. Mit dem Buchprojekt haben wir uns aufgemacht, die städtebaulichen Schönheiten des Ortes zu entdecken», sagte Co-Autor und Architekt Christoph Sauter. Gemeindepräsident Sigi Asprion gab in der von Marius Risi, Leiter des Instituts für Kulturforschung Graubünden, geführten Diskussion zu bedenken, dass die Generation, die vor 60 Jahren gebaut hat, das ebenfalls in der Überzeugung getan hat, alles gut und richtig zu machen. In 100 Jahren werde man sich diese Frage vermutlich wieder stellen. «St. Moritz ist schön, das hindert uns nicht daran, noch schöner zu werden», sagte Asprion.

Die Vision...

Cordula Seger, Co-Autorin, Kultur- und Literaturwissenschaftlerin, betonte, dass das Buch nicht einfach eine vorgefasste Meinung vertrete. «Unser Ziel war es, möglichst viele Quellen offen zu



Ein grosses Publikum verfolgte die Vernissage des Buches «St. Moritz. Stadt im Dorf» im Kuppelsaal des Segantini Museums.

Foto: Reto Stifel

legen», sagte sie. Ob etwas gut oder falsch sei, könne man nicht sofort sagen. Sie hätten versucht, die Plausibilität darzulegen, Grundlagen zu schaffen. «Ob jemand zu den gleichen Erkenntnissen kommt wie wir, ist eine andere Sache», sagte Seger. Sie plädierte dafür, über den Alltag hinaus zu denken, sich zu getrauen, 20 Jahre vorzuschauen und ein Bild zu entwerfen von dem, was dann sein könnte. Das sei aber nicht alleine die Aufgabe eines einzelnen Architekten oder Bauwilligen

oder der Politik. «Es braucht einen gemeinsamen Willen», sagte sie.

...und die Realität

Dass es diese Visionen braucht, war für Asprion unbestritten. Ansonsten sei keine Entwicklung möglich. «Aber die Realität holt uns im Alltag rasch wieder ein.» Das sah Richard Atzmüller, Leiter des Amtes für Raumentwicklung, grundsätzlich ähnlich. Er, der eingangs der Diskussion das Buch als «provokativ gut» bezeichnet hatte, verwies

darauf, dass Raumplanung und Bauen viel mit Ökonomie zu tun haben. «Wer mit viel Geld Aussicht, Heimat und Sehnsucht kauft, kämpft dafür», sagte er. Planungen aus Tourismusorten, die sein Amt zu beurteilen habe, würden mindestens 20 Beschwerden nach sich ziehen. Das habe man zu respektieren, die Gesetze würden das erlauben. Atzmüller gab zu bedenken, dass der Grundsatz, dass das Eigentum auch dem Allgemeinwohl zu dienen habe, zwar in Deutschland gelte, nicht aber

in der Schweiz. Er machte damit einen gewissen Widerspruch aus zu der im Buch vorgestellten Idee der «Statt-Mauer». Diese propagiert die innere Verdichtung in dem Sinne, dass nicht die Bedürfnisse des Einzelnen – beispielsweise nach einer unverbaubaren Aussicht – im Fokus stehen dürfen. Vielmehr soll aus der Mitte heraus der innere Zusammenhalt gestärkt werden.

Aus den eigenen Stärken schöpfen

Christoph Sauter bezog sich bei der Vernissage im Kuppelsaal des Segantini Museums auf das dort ausgestellte Triptychon. Mit diesem Werk wollte Segantini zusammen mit den Hoteliers das Engadin an der Weltausstellung in Paris bekannt machen. «Segantini hat die touristische Landschaft ins Bild gesetzt und damit schon früh gezeigt, dass ein Kurort nicht einfach entsteht, sondern gemacht werden muss», sagte Sauter. Auf dem mittleren Bild, dem «Sein», sei St. Moritz noch ganz unschuldig im Hintergrund zu sehen, die Schönheit der Landschaft dominiere. Die zunehmende Zersiedlung und Ausbreitung brachte Sauter mit dem letzten Bild, dem «Vergehen», in Zusammenhang. Im Kurort dominiere die Beliebigkeit, eine eigentliche Verwahrlosung des öffentlichen Raums. Sauter plädierte dafür, aus den eigenen Stärken zu schöpfen. «Nur was kein Vorbild hat, ist selber echt», sagte er. Aus den Erkenntnissen von heute gelte es Neues zu entwerfen. Sodass aus dem «Vergehen» wieder ein «Werden» geschaffen werden kann. «Mit dem Ziel sagen zu können: St. Moritz ist schön.»

Christoph Sauter, Cordula Seger: «St. Moritz. Stadt im Dorf», hier + jetzt Verlag, 280 Seiten.